

leiters. Zur Vorbereitung auf diese Aufgabe braucht es von Anfang an Räume der Begegnung mit Bewerbern und Bewerberinnen für die anderen pastoralen Berufsgruppen. Neben der Wertschätzung der unterschiedlichen Charismen braucht es schließlich auch das ganz konkrete Einüben von Zusammenarbeit in der pastoralen Praxis. Dazu bietet das Praxissemester, das nach dem Vordiplom vorgesehen ist, ein wichtiges Einübungsfeld. Die kooperative Pastoral kann hierbei als Chance entdeckt werden, den priesterlichen Dienst im Kontext der *Communio-Ekklesiologie* evangeliumsgemäßer zu gestalten.

Alix Schildknecht

Eine gemischte Gemeinschaft im Dienste der City-Seelsorge von Zürich

Im folgenden wird berichtet, wie es zur Bildung dieser Gemeinschaft kam, wie sie miteinander lebt und arbeitet. red

Neue Struktur im Pfarrhaus

Unweit vom Hauptbahnhof Zürich befindet sich „ennet der Limmat“ (mitten im pulsierenden Leben der Innenstadt) die Liebfrauen-Kirche. Das Pfarrhaus nebenan unterscheidet sich von vielen andern nicht nur dadurch, daß es mehr Räume aufweist, sondern durch die Menschen, die es seit drei Jahren bewohnen.¹ Hier lebt eine Gemeinschaft, die sich der Pastoral der City-Pfarrei verpflichtet hat. Wir sind bunt gemischt nach Alter, Geschlecht und Aufgabe: Drei Priester (der von der Gemeinde gewählte Pfarrer, der Vikar und der Spitalpfarrer), vier Laien (Sozialarbeiterin, Jugendarbeiter, Spitalseelsorger und Pastoralassistent) sowie zwei Ordensschwestern (Katechetin und Pastoralassistentin).²

¹ Vor uns lebte eine Fokolar-Priestergemeinschaft im Pfarrhaus. Vier Priester arbeiteten im Vollamt. Der Pfarrer ging dann in den Ruhestand, der Vikar entschied sich für die Pastoral im Partnerbistum „Alaminos“ auf den Philippinen. Die übrigen zwei wechselten in eine andere Gemeinde.

² Am 1. Adventsonntag 1994 begannen wir zu sechst im Pfarrhaus. Nur der Pfarrer und ich als Pastoralassistentin arbeiteten 100%. Die übrigen wählten ein Teilpensum. Ein Jahr danach stießen

Glücklicherweise sind wir so zusammengeführt und -gefügt worden, daß wir sämtliche Bereiche der Gemeindepastoral abdecken können. Alle Mitglieder entwickeln viel Eigeninitiative und setzen – den Bedürfnissen der Menschen entsprechend – vieles in Bewegung. In den Sitzungen des Pfarreiteams (= Mitglieder der Wohngemeinschaft + weitere Mitarbeiter/innen der Pfarrei) hat jede und jeder zu informieren, was Neues geplant ist, welchem Zweck es dient und wie die Sache vonstatten geht. Es ist Männern und Frauen möglich, sich ihren je eigenen Voraussetzungen entsprechend in die Gesamtseelsorge zu integrieren. Grundsätzlich ist es nicht unsere Absicht, die Pfarrei zu leiten, vielmehr zu animieren.

Von Anfang an war eines der wichtigsten Ziele das gute Zusammenspiel innerhalb der Gemeinschaft. Wir sehen darin etwas Grundlegendes für eine wirksame Pastoral. Darum versammeln wir uns wöchentlich zu einem Hauskapitel und stellen uns monatlich der Supervision. Es hat sich bis heute bewahrt, daß Gruppenprozesse angeschaut und besprochen werden wollen, damit ein lebendiges und offenes Miteinander möglich wird. Die Leitung der Hauskapitel wechselt regelmäßig. Frauen wie Männern kommen innerhalb des Hauses die gleichen Rechte und Pflichten zu. Außer einer Tages- und Wochenordnung existieren keine Regeln. Wir lassen uns jeden Tag neu ins Spiel des Lebens ein.

Das, was uns trotz aller Verschiedenheit im Innersten zusammenhält, ist das gemeinsame Gebet: das meditative Stundengebet am Morgen, die halbstündige Schweigemeditation zur Mittagszeit in der Krypta unserer Kirche, sowie die abendliche Komplet in der Hauskapelle. Das wöchentliche Bibelteilen und die vier Klausurtag im Jahr helfen uns sehr, aus den „Quellen des Heils“ zu schöpfen, damit wir unserem pastoralen Auftrag in der Pfarrei gerecht werden können.

der Vikar und der Pfarrer des Universitätsspitals zu uns. Noch später wollte der Theologe, der sein Pastoraljahr bei uns absolviert hatte, bei uns bleiben, mit einem Arbeitsanteil von 50%. – Inzwischen wohnen schon nicht mehr alle im Pfarrhaus. Drei Mitglieder wohnen ganz in der Nähe, sind aber an allen gemeinschaftsbezogenen und organisatorischen Unternehmungen anwesend. Die Sozialarbeiterin, eine Familienmutter mit erwachsenen Kindern, hat es seit Anfang schon so gehalten.

Es begann mit Träumen

Es hat sich bewahrheitet, was Dom Helder Camara einmal sagte: „Wenn einer allein träumt, bleibt es nur ein Traum. Wenn viele träumen, ist es der Anfang einer neuen Wirklichkeit.“

Tatsächlich waren es die je eigenen Kirchenträume, welche uns Männer und Frauen verschiedenen Alters zusammenführten. Viele Gründe veranlaßten zum Träumen. Meist waren es leidvolle persönliche Erfahrungen sowohl mit Vertretern der Kirche als auch mit veralteten Leitungsstrukturen in den Pfarreien. Frauen sehnten sich nach gleichwertigem Mitwirken in einer Kirche, die immer noch mehrheitlich die Männer leiten und mitbestimmen läßt.

Von der obersten Kirchenleitung her war vorläufig keine Veränderung zu erwarten. Also soll von unten her ein neuer Stil der Pastoral gefunden werden. Sowohl der derzeitige Pfarrer als auch die Pastoralassistentin hatten unabhängig voneinander ihre Kirchenträume aufgeschrieben. Über unerklärliche Umwege wurden die Papiere einander in die Hände gespielt. Dem Inhalt nach waren beide Visionen einander verblüffend ähnlich. Die übrigen Frauen und Männer der Gruppe fanden ihre eigenen Visionen darin bestätigt. Und dies war der „Anfang einer neuen Wirklichkeit“, einer Gemeinschaft, welche mitten in der Großstadt durch ihr Dasein und ihren absichtslosen Dienst bewußt macht, was Kirche sein könnte.

Die Zusammensetzung der Gruppe, nach Geschlecht, Alter und Stand gemischt, wo jeder und jede das einbringen kann, was an Bildung und natürlichen Fähigkeiten gegeben ist, erinnert an die *geschwisterliche Kirche*.

Wir möchten bewußt aus der Kontemplation heraus wirken. Darum ist uns das regelmäßige gemeinsame Beten, das sich teils im Schweigen vollzieht, wichtig. Das Gebet, nicht die Arbeit, soll unserem Tagwerk die Struktur geben. So kann die Gemeinschaft Zeichen der *mystischen Kirche* werden.

Je mystischer eine Gemeinschaft ist, um so mehr ist sie befähigt, den Menschen zu dienen. Alle Hilfesuchenden sollen im Pfarrhaus Gehör finden und nach Möglichkeit auch entsprechende Hilfe erfahren. So kann eine *politische/diakonische Kirche* zum Ausdruck kommen.

Mitten in der Großstadt, wo Menschen aller Schichten und Nationalitäten leben und ein Übermaß an Problemen sich zusammenballt, eine *OASE* zu bilden, einen *Ort der Hoffnung und der Menschlichkeit* – das war unser Ziel.

Unser Arbeitsfeld

Was wir da in Zürich angetroffen haben, läßt sich nicht mit ländlichen Verhältnissen vergleichen.

Wir haben es mit ganz Reichen sowie mit sehr Armen zu tun. Nebst den Quartieren mit einer gehobenen Gesellschaft gibt es die Dirnenviertel der Altstadt, sowie jene vielen Winkel, wohin sich die Drogenabhängigen zurückgezogen haben, nachdem der bekannte Drogenplatz geschlossen wurde. Tagtäglich klopfen an unsere Tür Durchreisende aus den verschiedensten Nationen, Asylsuchende, Arbeitslose, Drogenabhängige, Aidskranke, psychisch Kranke, Clochards, Fahrende ... Unsere Sozialarbeiterinnen haben viel zu tun. Wir suchen bei der Linderung der Not eine gute Zusammenarbeit mit bestehenden Sozialstellen der Stadt.

Unser Pfarreiterritorium ist geprägt von der Universität, der Eidgenössischen Technischen Hochschule ETH, sowie dem Universitätsspital. Die oft kurzen Aufenthalte in Studium und Pflegeassistentz bringen ständig eine Überzahl an Mutationen mit sich. Was wir weniger gerne sehen, ist der Wegzug junger Familien an die Peripherie der Stadt. Die fünf Gottesdienste übers Wochenende, auch die drei an Werktagen sind sehr gut besucht. Doch sind uns viele Anwesende unbekannt. Die meisten kommen aus andern Stadtpfarreien oder stoßen gar von weit weg zu uns (gute Tramverbindungen). Erst mit der Zeit, wenn sie häufig wiederkehren und auch an unseren Bildungsanlässen, vor allem an spirituellen Angeboten, teilnehmen, werden sie für uns wie die Vertrauten der Pfarrei.

Erste Erfahrungen

Es befriedigt uns, feststellen zu dürfen, wie Gemeinschaft über die Pfarrhausmauern hinaus am Wachsen ist. Viele gehen innerlich unseren Weg mit, nehmen an den täglichen Mittagsmeditationen teil, engagieren sich im Pfarreirat, in den verschiedenen Kommissionen, übernehmen Kommunion-

helfer- und Lektorendienste, stellen sich abends für den Hütedienst im Pfarrhaus ein, kochen die Suppe für den öffentlichen Mittagstisch, der einmal pro Woche dieser wachsenden Gemeinschaft dient . . .

Ferner sind die ökumenischen Verbindungen zwischen uns und den vier evangelisch-reformierten Nachbargemeinden stark geworden. Auf der Ebene der Frauen-, Familien- und Jugendarbeit, sowie an Quartierfesten geschieht so vieles in einem herzlichen Miteinander.

Nach drei Jahren freuen wir uns über das, was aus unseren Träumen geworden ist. Und doch fühlen wir uns immer wieder am Anfang im Ringen um Gemeinschaft, sei es im Pfarrhaus, sei es in der Pfarrei oder mit den vielen, vielen Menschen, die Tag für Tag aus einem weiten Einzugsgebiet zu uns kommen. Wir alle sind sehr gefordert. Doch das, was jetzt ist, beglückt uns. Wir sind überzeugt, auf die Pastoral der Zukunft hin einen wesentlichen Schritt gewagt zu haben.

Predigt

Markus Schlagnitweit

„Schrei, Jeremia, schrei!“

Zu Jer 20, 7–9

„Beten“ heißt: mit Gott reden. Der Prophet Jeremia gibt uns ein Beispiel solchen Redens mit Gott. Aber: Ist das ein Beten – so wie es unseren landläufigen Vorstellungen und Gepflogenheiten entspricht? Fromm klingen seine Worte jedenfalls nicht: „Du hast mich betört, o Herr, und ich ließ mich betören; du hast mich gepackt und überwältigt . . .“ Jeremia redet nicht mit Gott – er schreit Ihn an. Er hadert mit Gott, fühlt sich von Ihm betrogen, getäuscht und im Stich gelassen. Das alles schreit er sich von der Seele. Und wer das Leben dieses Propheten kennt, der muß ihn und seine wütende Enttäuschung verstehen.

Als jungen Mann ereilt ihn der Ruf, mit seinem ganzen Leben Sprachrohr Gottes zu werden. Aber er ist alles andere als begeistert davon. Er scheint zu ahnen, worauf er

sich da einläßt, und wehrt sich: „Ach, mein Gott und Herr, ich kann doch nicht reden, ich bin ja noch so jung“, ist seine erste Reaktion (Jer 1, 6). Jeremia möchte den Ruf Gottes abschütteln. Aber Gott beharrt: „Sag nicht: Ich bin noch zu jung. Wohin ich dich auch sende, dahin sollst du gehen, und was ich dir auftrage, das sollst du verkünden. Fürchte dich nicht vor ihnen; denn ich bin mit dir, um dich zu retten – Spruch des Herrn.“ (Jer 1, 7f) – „Ich bin mit dir . . .“ Von dieser Zusage läßt Jeremia sich gewinnen und tritt seinen Weg als Mund Gottes an. Es wird ein langer und bitterer Weg für ihn: Nicht aus eigenem, sondern im Auftrag Gottes protestiert er scharf gegen Unrecht und Unterdrückung in seiner Umgebung und gerät dabei in einen lebensbedrohlichen Konflikt mit den Mächtigen und Reichen seiner Zeit. Mit Hellsichtigkeit sieht er voraus, daß die verlogene Bündnispolitik der politischen Führer seines Volkes in die Katastrophe führen muß. Aber so sehr er sich einsetzt, so laut er seine Warnungen auch ausstößt – Jeremia wird nur Zeuge seines eigenen Mißerfolgs: Jerusalem wird schließlich von den Babyloniern dem Erdboden gleich gemacht, und seine überlebenden Einwohner werden in die Gefangenschaft verschleppt – unter ihnen auch Jeremia. Er kann das Unheil nicht verhindern – im Gegenteil: Er vergrößert mit seinen unablässigen Mahnungen nur sein eigenes Leid. Anstatt Gehör erntet er nichts als Spott, Verachtung, ja sogar Verfolgung, Mißhandlung und Kerkerhaft. Oft will Jeremia aufgeben, will seine Ohren verschließen vor der Stimme, die ihn ständig ruft und drängt. Er will endlich seine Ruhe haben, aber Gott läßt nicht locker, Jeremia kommt nicht von Ihm los . . . – Da kann er nicht länger an sich halten: „Du hast mich betört, o Herr, und ich ließ mich betören“, bricht es aus ihm hervor. „Du hast mich gepackt und überwältigt. Zum Gespött bin ich geworden den ganzen Tag . . . Denn das Wort des Herrn bringt mir den ganzen Tag nur Spott und Hohn. Sagte ich aber: Ich will nicht mehr an Ihn denken und nicht mehr in Seinem Namen sprechen!, so war es mir, als brenne in meinem Herzen ein Feuer, eingeschlossen in meinem Innern.“ – Kann es ein erschütternderes Zeugnis tiefer Enttäuschung mit Gott geben?! – „Fürchte dich nicht vor ihnen, denn ich bin